

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Sonntag, 3. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Schlachtplan hatte sich in Luz Helmboldts Kopf zusammengebraut. Der Rittmeister mußte die Baroness Hölzlin kennenlernen. Dann erfuhr er von der schon, woher sich Niedenstein und die Gräfin kannten. Daß es der Fall war, daran hatte er nicht den geringsten Zweifel mehr. Und natürlich war der Herr von Meggelbronn lediglich hierher gekommen, damit abgerissene Fäden wieder geknüpft würden. Wie aber Niedenstein das beibringen? ... Der Alkohol hatte ihm Mut gemacht. Zu arg mit der Tür wagte er nicht ins Haus zu fallen. Es konnte sonst sein, der Rittmeister stand auf und fuhr davon.

„Die Baroness hat den Wunsch ausgesprochen, gelegentlich mit mir zu pirschen. ... Ich hab' mich mit Freuden zur Verfügung gestellt. Man ist doch nicht unhöflich! Wenn sie dabei ist, werd' ich den Feisthirsch ganz sicher nicht kriegen!“

Er wollte weiterreden — der Rittmeister drohte mit dem Finger.

„Mein Verehrtester, mir scheint, ein Weidmannsherg steht in hellen Flammen!“

Ein wenig geschmeichelt fühlte sich Luz Helmboldt, aber er erhob heftig Widerspruch.

„Ja, du lieber Gott, man wandelt doch gern mit einer sehr netten jungen Dame über Berg und Tal!“

„Und läßt Feisthirsch Feisthirsch sein“, höhnte Niedenstein.

„Na! Na! So war das nicht gemeint! Man braucht ja nicht immer mit der Flinte im Revier rumzuklettern!“

Jetzt kam's drauf an. Das Mundwerk war aufgejogen. Der Alkohol hatte im Kopfe anscheinend eine Hemmung locker gemacht. Weiter gehöhnt, aber vorsichtig.

„Bewahre! In Ihrem Alter wär' man ja ein Narr, man feierte die Feste nicht, wie sie fielen! Als Sohn der Großstadt wird es Ihnen an Erfahrung nicht fehlen!“

Der Übermut packte Luz Helmboldt.

„Und wenn — zufällig natürlich, aber so was kommt vor — die Baroness und ich Ihnen über den Weg laufen sollte, dann schlagen Sie sich hoffentlich nicht seitlich in die Büsche!“

„Selbst wenn ich die Flinte auf dem Buckel habe, würd' ich's nicht tun, denn die Baroness ist kein altes Weib! ... Na prost!“

Da hatte Luz Helmboldt seinen Schlachtplan fertig. Fragte sich nur, wie sich die Baroness zu ihm stellte. Einige Vorsicht war jedenfalls angebracht. Egbert Niedenstein lachte vergnügt in sich hinein. Dieser verliebte Knabe! Er hatte erreicht, was er wollte. Blieb noch zehn Minuten sitzen und verabschiedete sich dann.

„So eilig?“

„Mein Lieber, Sie klappen arg mit den Augen! Kein Wunder, wenn man so andauernd pirscht wie Sie! ... Aee, nee, sollte wirklich keine Zweideutigkeit sein!“ Lachte, schlug dem Fabrikanten auf die Schulter. „Ich rechne auf Ihren Gegenbesuch! Aber den nicht auf die lange Bank geschoben!“

„Riesig freundlich, sehr gern!“ ...

Der Wirt hatte, als er die letzten Flaschen brachte, die Tür nur angelehnt, jedes Wort verstanden. Ganz klug war er ja nicht geworden, wo hinaus die Unterhaltung geführt hatte. Jedenfalls wollte Herr Helmboldt den Rittmeister mit der Baroness auf Umwegen bekannt machen. ... Ja, was hatte das eigentlich für einen Sinn? Nun, es würde eine Zeit kommen, in der ein neugierig veranlagter Mann auf seine Kosten kam. Und wenn er auch noch Postagent war, sah er schneller klar als andere, denn Briefe pflegten dann hin und her zu gehen. Reiche Leute begnügten sich mitunter auch mit Telegrammen. In denen zwischen den Zeilen zu lesen hatte er nach und nach gelernt.

„So ein dummer Kerl!“ dachte Egbert Niedenstein, als er die Zügel ergriff, vom Bod Luz Helmboldt noch einmal zum Abschied die Hand reichte. ... Er fuhr noch lange nicht heim. Während seine Traber dahinstürmten, der Nachtwind ihm um die Ohren pfliff, nahm auch in seinem Kopfe ein Schlachtplan feste Form an.

Luz Helmboldt war mit einem gelinden Jammer aufgewacht. Wie, schon halb elf? Er sprang aus dem Bett. Um elf kam die Post — und die Baroness. Die hatte es in den letzten Tagen so eingerichtet, daß sie die Briefe selbst brachte und die Post mitnahm. Da fand sich Gelegenheit, zehn Minuten mit ihr zu plaudern. Man besprach, wohin heute die Fahrt im „Automopperl“ gehen sollte, und dann begleitete er sie, wenn keine ganz eiligen Geschäftsbriefe vorlagen, bis zur Einfahrt des Schlosses. Immer guter Laune war die Baroness und konnte sich so rührend herzlich bedanken für eine neue Fahrt im Kraftwagen.

Sein Frühstück wurde gerade aufgetragen, als sie erschien. Wie immer gab sie die Briefe ab und nahm dann an seinem Tische Platz. Dann zog er die Automobillkarte aus der Tasche, besprach mit ihr die Fahrt, die am Nachmittag unternommen werden sollte, ließ den Koffer hereinrufen und gab ihm Anweisungen.

Raumann hatte jetzt gute Tage. Früh pukte er seinem Herrn die Sachen und den Kraftwagen, nachmittags fuhr er die Damen. Bekam ausgezeichnete Verpflegung und reichliche Trinkgelber. Mit einem ansehnlichen Tabakvorrat würde er nach Berlin zurückkehren. Hoffentlich nahm die Herrlichkeit hier noch lange kein Ende ...

Schon wieder brachte die Post einen Brief der Mutter und ein dickes Schreiben von der Fabrik. Er stopfte sie ungelesen in die Seitentasche seiner Toppe und begleitete dann die Baroness. Vor der Einfahrt zum Schlosse gingen sie längere Zeit im Gespräch auf und ab. Hier war man ungestört.

„Denken Sie nur, als ich gestern abend vom Schlosse kam, saß der Rittmeister Niedenstein im Wirtshaus. Wir haben bis gegen drei Uhr zusammen gezecht!“

Scharf beobachtete er den Eindruck, den seine Worte machten.

lassen zu fragen. magte sie die Baroness ge-

„Als Vorwand diene mein Brief an ihn wegen der Jagdfolge. Die Frau Gräfin hatte mich doch gebeten, die Angelegenheit zu regeln!“

O, diese Theres Hölzlin war eine ganz gerissene Ervastochter. Tat entsetzlich erstaunt.

„Als Vorwand sagen S', Herr Helmboldt?“

Er lachte ein wenig spöttisch.

„Das Gefühl hat ich wenigstens! Ich glaub' mich ganz sicher nicht zu täuschen!“ Und dann sah er die Baroness scharf an. „Mir schien, es lag ihm daran, Sie kennen zu lernen!“

„Ah bah!“

„Doch! Aber das liegt natürlich ganz in Ihren Händen!“

Sie lächelte. Sagte nicht Ja und nicht Nein.

„Heut' abend kommen S' doch wieder?“

„Wenn ich nicht fürchten muß, lästig zu fallen?“

„Was denken S'? Behüt Gott!“

Sehr eilig hatte es die Theres Hölzlin, ins Schloß zu kommen. Und verriet die Neuigkeit gleich ihrer Kusine, während sie Briefe und Zeitungen auf den Tisch warf.

„Ein so schwerfälliger Mensch, der Niedenstein, ein so umständlicher! Anstatt einfach vorzufahren und seinen Besuch zu machen . . . Trotzdem, Herzerl, wirst du ihm net entgegen!“ . . .

Kamilla Merun stand da wie festgewachsen. Nur ein Beben auf den Lippen. Und dann stürzten ihr die Worte aus dem Munde.

„Glaubst denn, er weiß net, was er will! Mich festhalten bis aufs Blut! Klein will er mich sehen — ganz klein!“

„No“, antwortete die Theres gelassen, „was liegt schon dran, wenn du dann glücklich wirst! In der Eh' kannst ja blutige Rache nehmen . . . Und dann lachst ihr euch an. So, Schazerl, nun sei hübsch artig, sagst, denkst ich hab' dich net durchschaut? Erst hast du deinen Willen haben sollen, damit ich nachher den meinen bekomme!“

„So eine heitere Lebensauffassung ist mir nicht gegeben!“

„Lebensauffassung! Red' doch net so grobhartige Wort' daher! An Dickkopf hast und an Stolz im Leib, der in diesem Falle gar net angebracht ist! . . . Oder willst vielleicht dein Lebtag nix mehr von dem Niedenstein wissen? Dann sag's! Mach ein böses Gesicht und bring Herrn Helmboldt bei, daß wir aber auch gar nix mit dem Rittmeister zu tun haben wollen. Und daß Herr Helmboldt sich geselligst net mißbrauchen lassen soll! Sonst wären auch wir geschiedene Leut'!“

„Und das wird er net wollen!“

Die Theres nickte.

„Das will ich glauben, daß er's net will!“

„Ja, und du?“

Die Schultern zog die Baroness hoch.

„Herzerl, red' doch net von mir! Vorläufig bin ich in ein Automopperl verliebt!“

„Vorläufig — wer's glaubt!“

„Und wennst net glaubst, ist es auch gut! Dann ver-
ach ich dem Rittmeister den Kopf zu verdrehen! Aus
auter Neugier, wie der Helmboldt sich dann anstellt!“

„Geht Niedenstein darauf ein, bist du verloren!“

Da drehte sich die Theres im Kreise herum, schwenkte die Arme und lachte hell auf . . . Rüttelte dann ihre Kusine an den Schultern.

„Wenn du mir keine klare Antwort gibst, Kamilla, dann seß' ich dem Helmboldt zu, darauf versteh' ich mich, daß er mich mit diesem Böhewicht in Meggelbronn bekannt macht! Schon um deinetwillen! Aber schrecklich neugierig bin ich auch!“

Die Antwort bekam die Baroness weder jezt noch auf der Fahrt nachmittags nach Hersfeld. Sie drängte auch nicht mehr. Mit dem Automopperl durch die Welt

laufen war ja ganz schön. Aber Tag für Tag immer daselbe, dann verloren auch Unnehmlichkeiten ihren Reiz. Ein bißchen mit dem Feuer hatte sie immer gern gespielt. Bisher sich nie die Finger verbrannt. Dazu hatte sie eine zu vernünftige „Lebensauffassung“. Sie wollte ja von dem Rittmeister Niedenstein nichts. Nur ihrer Kusine helfen, über den Berg zu kommen. Der eine stand auf der einen Seite, die andere auf der anderen. Beide wären ganz gern losmarschiert. Aber keiner wollte den Anfang machen . . . Dankbar hatte sie zu sein für die Gastfreundschaft! Und sich ein bißchen unentbehrlich machen, brachte vielleicht auch für die Zukunft allerlei Vorteile. Sie war ein armes Hascherl . . . Ja, und der Helmboldt, der lief ihr ganz bestimmt nicht davon!

Luz Helmboldt war weitergegangen, jezt sich auf eine Wiese und zog die Briefe aus der Zoppentasche. Zuerst den der Mutter gelesen. Erfreuliches würde nicht drinstehen. Seine Ahnung trog ihn nicht.

„Du schickst kein Bild! Bist nun schon länger als drei Wochen fort, und an die Rückkehr schienst du noch mit keinem Atemzuge zu denken. Da mach ich mir natürlich meinen Reim. Ob der stimmt, werde ich, kommst du nicht sehr bald, persönlich feststellen . . .“

Das konnte eine schöne Besserung geben! Gerade jezt, wo sich die Dinge ganz nach seinem Wunsch und Willen entwickelten. Als einziges Kind rankten sich alle Gedanken der Mutter um ihn. Sein langes Leiden hatte ihn in großer Abhängigkeit gehalten. Willig war er Kostens Führung gefolgt. Da konnte sie sich wohl an den Gedanken noch nicht gewöhnen, daß er nun ein Mann geworden war, der auf seinen eigenen Füßen stehen wollte. Und erst recht sich keine Knüppel zwischen die Beine werfen ließ . . . Den dicken versiegelten Geschäftsbrief vermochte er anfangs gar nicht aufmerksam zu lesen. Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen und die Müden peinigten ihn. Schwül war der Tag, aber feucht die Luft. Der Himmel zeigte eine graublaue Färbung, nur ein paar schmale, weiße Wolken standen an ihm. Voraussichtlich würde es gegen abend ein Gewitter geben . . . Der Bericht, von beiden Prokuristen unterschrieben, lautete günstig. Neue Aufträge waren hinreichend eingegangen, der heiliegende Bankausweis konnte sich sehen lassen. Ausschnitte aus Zeitungen und Fachblättern hatten die Herren mitgeschickt. In denen stand allerdings wenig Erfreuliches. Geldverknappung! Überall gefüllte Lager. Man müsse damit rechnen, daß die augenblicklich gute Konjunktur ein jähes Ende im Herbst nehme. Die Dawes-Lasten würden immer drückender. Leicht möglich auch, daß die Reichsbank überraschend schnell die Zinschraube weiter anziehe, denn . . . Er sprang auf, vor Blutlaugern war es hier nicht auszuhalten. Ging in die Dorfwirtschaft, gab ein Telegramm an die Mutter auf.

Als es der Postagent dem Postamt zusprach, mußte er lachen.

„Komme zurück, sobald Feisthirsch, kapitalen Kerl, auf die Decke gelegt!“

Schrieb dann einen langen Brief an seine Prokuristen, nachdem er die Bestellungen und die Berichte seiner Reisenden aufmerksam gelesen hatte, ab und ging dann in die Wälder. In den letzten Tagen war er nicht mehr mit allen Sinnen hinter dem Zwölfender hergewesen. Dieser heimliche Kerl hielt keinen Wechsel. Seine Fahrten spürte er bald hier, bald da. Vor ein paar Tagen war er oben an den Eichen auf Meggelbronner Revier hinübergewechselt. Das schadete nichts. Der Rittmeister würde nicht sonderlich hinter ihm her sein. Die Hauptsache blieb, daß sich der Feisthirsch nicht an die nördlichen Hänge des Kellermaldes verzog. Die Möglichkeit war aber gegeben, wenn er hier beunruhigt wurde. Der gräßliche Förster hatte ihm noch gestern gesagt, daß es nicht so aussehe, als wolle sich der Feisthirsch hier auf Merunschem Grund und Boden ein Rudel zusammentreiben. Hirschfüße seien nur als Wechselwild zu spüren. Er rate, bei gegebener Gelegenheit den Finger auf den Hochgeweihten trumm zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder aus alter und neuer Zeit.

Jagd und Hege im Januar.

„Es deckt der Schnee die Erde,
Die schläft in stiller Ruh,
Er deckt mit weißer Hülle
Zum Todeschlaf sie zu.
Nichts als der Krähe Schrei durchhallt
Den winterlichen kahlen Wald“ —

hat einst der Jagdmaler und Poet C. Deiter gesungen und damit treffend die Stimmung geschildert, die uns beim Betreten des Waldes im Januar erfährt. In normalen Wintern liegen Wald und Feld unter einer tiefen Schneedecke. In Preußen ist: bis zum 15. Januar die Jagd auf den Hasen noch nicht gestattet, ebenso in Hessen und in der bayerischen Pfalz, im rechtsrheinischen Bayern ist am 1. Januar für den vielverfolgten Meister Lampe Schonzeit eingetreten. Das Hasenschießen sollte man da, wo es noch gestattet ist, möglichst einschränken und die Mahnung beherzigen:

„Geht der Jänner auf die Reige,
Mitleid mit Herrn Lampe zeige,
Denn, ist dann das Wetter mild,
Wird sein Herz von Lieb' erfüllt.“

Ein unverwundlicher Geselle, unser Löffelmann! Nach fast vier Monaten gehetzten Daseins, nach langem Kampf ums Leben in des Wortes strengster Bedeutung tritt nun endlich eine „Ara des Friedens“ für ihn ein. Sofort aber gewinnt die Lebensfreude bei Mummelmann die Oberhand, er geht nicht nur auf Freiersfüßen, nein: er jagt als Don Juan daher, Hans Dampf in allen Gassen, überall wo eine mehr oder minder liebliche Hasenjüngfrau durchs Gefilde wandelt. Am Ende der Hasen-Treibjagden gibt es leider allzu viele Mummelmänner, die in ihrem Leibe alias Wildpret Schrote, die sie wohl erreichten, aber nicht zur Stude brachten, mitschleppen müssen. Wie oft bringt solch' ein schlechter Schuß unsägliche Qual und Schmerzen und langames Verenden! Das soll der wahre Weidmann immer bedenken und sich vor gewagten Schüssen hüten, wenn er seiner Waffe und seines Erfolges nicht ganz sicher ist. Und wieviel schwerer frant geschossene Hasen sind jammervoll eingegangen und elend verendert, weil der sichere Apporteur, der zuverlässige Hund fehlt. Eine Treibjagd ohne einige zuverlässige Gebrauchshunde ist eine jagdliche Unmöglichkeit vom Standpunkte des weidgerechten Jägers aus. Besten Falles erlöst Reinede als Hyäne des Schlachtfeldes das arme Opfer von seinen Qualen, wenn nicht ein paar Krähen den hilf- und wehrlosen Lampe die „Seher“ aushaden, dann durch ihr wüstes „krach-krach“ ihre Spießgesellen, die auf Mummelmanns Angst- und Klagegeschrei streichen, herbeilocken, um ihn bei lebendigem Leibe langsam „löffelweise“ zu verzehren. Alles, zum Teil ungewollte, Folgen der Ausübung der Jagd ohne zuverlässigen Hund! Nach der Tier- und Pflanzenschutz-Berordnung vom 16. Dezember 1929 darf in Preußen auch im Januar männliches Rot- und Damwild noch geschossen werden. Es ist selbstverständlich, daß der weidgerechte Jäger jetzt nur nach hegerischen Gesichtspunkten abschießt, soweit es die „Hege mit der Büchse“ erfordert, also nur kümmernde Firsche; ebenso verhält es sich mit dem Abschuss von weiblichem Rot- und Damwild sowie Wildtälbern. In Bayern ist im Januar die Jagd auf das Rotwild in allen Landesteilen verboten. Geschossen werden dürfen Wildsau, Fasanenhähne, Wildenten, Wildgänse in Preußen sowohl wie in Bayern und fast im ganzen deutschen Vaterlande. Im Januar tritt die Pflicht des Hegers in den Vordergrund. Josefina Moos hat kurz und treffend die Aufgabe des hegenden Jägers in die Worte zusammengefaßt:

„Weidmann! Nimm es ernst mit deinen Pflichten!
Nun heißt es für das edle Wild
Salzsteine, Futterplätze richten
Im schneeverwehten Jagdgebiet!
Denk auch der Hühner und Fasane
Und streue ihnen Körnerfrucht.
Der Hege hilf die Wege bahnen,
Schütz' alles Wild, das Nahrung sucht!“

Gerade der schwere Winter vor zwei Jahren 1928/29 hat uns gezeigt, wie sehr hilfbedürftig Hasen, Kaninchen und Flugwild sind; sie bedürfen entschieden mehr der Hilfe wie Rot-, Dam- und Rehwild. Allerdings ist Voraussetzung, daß die Hoch- und Rehwildreviere stille Futterungsreserven in Gestalt von Weichhölzern haben, mit deren Hilfe sich unser Schalenwild einige Zeit durchhelfen kann. Man füttert Rüben, Erbsestroh und Kleehheu für Hasen, Drischabfälle, Heusamen und Wegerich für Rebhühner, Weizen, Topinambur und Maistollen für Fasane. Eine ganz hervorragende Hilfe für die Wildfütterung bildet das Heidekraut, die Erle. Wer hat nicht schon beobachtet, wie das Wild sich das turgliche

Heidekraut aus dem tiefen Schnee schlägt? Dieser Hinweis dürfte genügen, um in Revieren, wo reiches Heidekraut-Wuchs vorhanden ist, mit dem Schneeflug Heidekraut-Flächen an Regen, Blößen und Schneizehen freizulegen. Man wird dann sehen, daß das Wild die freigelegten Heidekraut-Flächen so gar dem in der Futterhütte unmittelbar daneben aufgeschütteten Hafer vorzieht. Die Fütterung für Herrn Löffelmann verabreicht man am besten unter kleinen Schutzhütten, die man sehr einfach herstellen kann, indem man einige Stangen in Pyramidenform vereinigt. Dieses Gerüst umgibt man mit einem Mantel aus Langstroh, das bis etwa 20 Zentimeter vom Boden reicht. Das Ganze umkleidet man mit Fichtenreisig. Im Innern hängt man Heu- und Strohballen so auf, daß sie den Erdboden nicht berühren. In der Umgebung legt man Rüben- und Kohlblätter aus. Diese „Speiseanstalt zum fröhlichen Löffelmann“ wird von der Familie Lampe sehr gerne besucht werden. Das edle Schalenwild wird zweckmäßig mit Rüben, Möhren und Kartoffeln, Eicheln, Buchedern, Kastanien und Eberesch-Beeren gefüttert. Die Baumfrüchte legt man unter eine Schicht trockenes Laub, sodaß sie auch dem „unberechtigten Zugriff“ von Vögeln wenigstens etwas entzogen sind. Auch das Raufutter, also Weizenheu, Klee, Luzerne, Espartette und Geradella soll nicht fehlen. Diese Futterarten müssen in geschützten Wildraufen, Futterraufen oder Futterhütten dem Wild derart gereicht werden, daß sie bis zur Verwendung gegen Feuchtigkeit geschützt sind. Zur Erzielung starker Geweihe und Gehörne nimmt man Hafer, Erbsen und Bohnen zu Hilfe, die in kleinen Krippen serviert werden. Die eigentliche Vorbereitung der Hege soll aber schon im Frühjahr beginnen. Dann pflanzt man großen Kraut- oder Ruchstroh, die blaue Dauer-Lupine oder die gelbe Lupine. Ein viel zu wenig bekanntes, durchaus anspruchsloses Gewächs ist der „Wildstaude“ oder „Johannis-Roggen“. Alle diese „Wildpflanzen“, deren Anbau sich leicht und ohne allzugroße Kosten bewirken läßt, unterstützen den Weidmann bei der Hege des Wildes in strenger Winterszeit aufs allerbeste. Wer also sein Wild im Winter vor Not schützen will, der beginne im Frühjahr mit den Mobilmachungs-Arbeiten gegen den bösen Feind des Wildes: den allzu strengen Winter! Auch unser gesiebertes Wild bedarf des nachhaltigen Schutzes. Es genügt nicht, daß man irgendwo im Felde unter einem Strauch den Schnee wegwahrt und dort Futter schüttet, sondern man muß richtig gedeckelte, windgeschützte, schneesichere Futterhütten anlegen, die ohne große Kosten hergestellt werden können. Gegen den scharfen Nordost verkleidet man die Hütten dicht mit Fichtenreisig bis zum Boden, auf der anderen Seite geht das Dach bis etwa 20 Zentimeter über die Erdoberfläche herab, sodaß Hühner und Fasane leicht heraus und herein können. Man wird dann freudig sehen, wie gerne unsere gesieberten Wildarten diese Futterhütten annehmen und wie wohl sie sich darin fühlen! In wieviel Revieren geschieht aber leider überhaupt nichts für die Hege des Wildes. Dort heißt es dann: „Winters Not ist Wildes Tod“. Sogar das urige, starke Schwarzwild bedarf der menschlichen Hilfe! Sind doch im strengen Winter 1928/1929 ganze Rotten Schwarzkittel der strengen Kälte zum Opfer gefallen und bei dem hart gefrorenen Boden verhungert. Deshalb schüttet man dem Schwarzwild bei strenger Kälte Kartoffeln, Mais, Buchedern, Eicheln und Kastanien. Im Januar ist die Minnezeit des roten Freiwebers, unseres vielgeliebten und vielverfolgten Reinede Fuchs. Er steht dann häufig im Bau, auch ist morgens und abends der Anstand am Bau lohnend, weil Reinede die Möhren bzw. Baue in der Dämmerung absucht. Aber auch der Fuchsabschuss ist mit Maß und Ziel zu regeln! Der Fuchs darf aus unserem deutschen Walde nicht verschwinden. Immer wieder trete ich für den vielverfolgten und vielgeschmähten ein und breche für ihn eine Lanze. Daß ein Fuchs in gutbesuchten Niederjagden großen Schaden anrichtet, vor allen Dingen, daß er in Fasanenrevieren nicht geduldet werden kann, liegt auf der Hand. Aber auf Hochwildreviere, auf ausgesprochene Rehrviere sollte man diesen für Niederjagden richtigen Gedanken nicht übertragen. Der Einwand, daß man eine ganze Anzahl von Rehläusen auf dem Fuchsbau gefunden habe, besagt gar nichts. Wer weiß denn, ob die Rehe nicht schon verendet waren, als der Fuchs sie fand? Wer kann sagen, ob die Rehe nicht von der Nachen- oder Hautbremse soweit heruntergebracht waren, daß der würgende Fuchs als Erlöser von langen Qualen ersahen? Und dann: ist es denn ein Fehler, wenn der Fuchs schlechten Nachwuchs an Rehen, widerstandsunfähiges Zeug nach hartem Winter fortnimmt? Gewiß, er reißt auch ein gutveranlagtes, frischgezeugtes Reh, aber die meisten kriegt er nicht! In einer langen Jägerlaufbahn habe ich in meinen eigenen vorzüglich besetzten Rehrviere die Erfahrung ge-

macht, daß der Fuchs geradezu der Sanitätsrat unseres Wits ist. Vor dreißig Jahren war die gesamte jagdliche Literatur erfüllt von einem gewaltigen Geschrei über die ungeheure Schädlichkeit des Fuchses, Prämien wurden gezahlt und alles aufgeboten, um ihn auszurotten. Heute dagegen findet man schon Stimmen, die für eine Schonzeit des Fuchses vom 1. März bis zum 30. November eintreten. So ändern sich auch die jagdlichen Ansichten! Die Folgen jener übertriebenen Verfolgung des Fuchses stellten sich bald ein. Wildkrankheiten, Wildseuchen, die das Rehwild nahezu zum Aussterben brachten. Da sagte mir ein befreundeter alter Oberförster: Schonen Sie die Füchse einmal, damit bei dem Rehwild nur die gesunden, kräftigen Stücke bleiben — das kümmerliche Zeug muß weg! Und dieses Rezept hat den besten Erfolg gehabt. Ich habe die Füchse geschont bis zum Hubertustage. Von da ab haben sie das Bild mancher kleinen Drückjagd belebt! Bis zur Kanzeit habe ich sie schießen lassen, dann gab es Schonung. Viele Jäger schießen im Frühjahr die alte Fähe mit dem ganzen Gehege auf dem Anstich ab; es wäre der Rohheit Gipfel, wenn man die Alte zuerst schießen und dann die Jungen verhungern lassen würde. Will man Füchse schießen, so tue man das auf der Treibjagd oder beim Fuchsdrauden; eine wahrhafte Weidmannsfreudigkeit gewährt es, wenn man den Rotzock im Winterwald auf die Hasenquade oder beim Mäuseln schießt, diese Jagdart steht in nichts zurück hinter der Freude, die wir empfinden, wenn wir im Hochsommer den roten Bod auf's Angstgeschrei heranstürmen sehen, und wenn er dann im Feuer zusammenbricht. Weidmannsheil zu weidgerechter Jagd auf Reinede Fuchs!

Dr. Ludwig Kottz.

Geheimnisse der Glockengießerkunst.

Die Stimme der Kirchenglocken ergreift mit ihrem mächtigen Ton auch das Herz des kältesten, für die tieferen Lebenswahrheiten gleichgültigsten Menschen. Es ist, als ob das Wort, das sie spricht, zugleich mit dem Atherhauch das Geheimnis unseres Lebens und Atmens im Menschen anrührt. Wer entfänne sich nicht des überwältigenden Ge-



Ein Glockenspiel mit 24 Glocken, das für Argentinien bestimmt ist, wurde von einer Thüringer Gießerei fertiggestellt.

fühls, das ihn als Kind beim Ruf der Glocken ergriffen hat! Aber haben wir diese Feierstimmung, dieses große schöne Empfinden nicht immer noch?

Den Eindruck des Glockenklanges auf das menschliche Gemüt hat Gustav Freytag in dem Schicksal des Ingraben, des heidnischen Germanen, wunderbar geschildert. Wie in dem Schiller'schen „Lied von der Glocke“ hat auch der Dichter der „Neben“ die geistliche und die weltliche Bedeutung der Glocke geschildert. Gewiß, auch die Ägypter hatten wohl schon kleine Glocken, die sie beim Kultusdienst läuteten, wie es

später die Priester der Persephone bei den Griechen getan haben. Im alten Rom hatte die Glocke mehr die Bedeutung des Gongs. Ihre großartige Bedeutung erlangte sie erst in christlicher Zeit.

Die Glocke heißt lateinisch Campana, ein Wort, das in dem italienischen „Glockenturm“, dem Campanile, noch lebt. Dieser lateinische Name deutet auf die Herkunft der Kirchenglocke. Sie hat wohl zum ersten Male im Beginn des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Campanien, und zwar in der kleinen Bischofsstadt Nola, ihren ehernen Gruß den Gläubigen zugerufen. Die Überlieferung bezeichnet den heiligen Paulinus, der damals Bischof von Nola war, als den ersten Glockengießer. Bei Nola liegt ein kleines Dörfchen, Cimitile, dessen Kirche dem Heiligen geweiht ist. Sie hat den Ruhm, für sich den „ältesten Glockenturm der Welt“ zu besitzen. Später 604, hat Papst Sabinius die Glocke allgemein in den Dienst der Kirche gebracht. Schon in den folgenden Jahrhunderten klangen überall in Frankreich und seit Karl dem Großen auch in den deutschen Landen die Glocken von den Türmen der Kirchen und Klöster.

Die Kunst des Glockengießens hat Schiller unübertrefflich dargestellt. Aber wenig bekannt ist, daß die Stärke der Glockenwand, wie auch die Größe auf die Höhe oder Tiefe des Glockentons keinerlei Einfluß haben; lediglich der Durchmesser an der Mündung bestimmt diesen. Daraus ergeben sich Maße nach einer gewissen Gesetzmäßigkeit, die zu den Geheimnissen der großen Glockengießerkunst gehören. So ist es entscheidend, wie stark die Glocke sich zur Haube hin verengert und wenn die Haube nur halb so weit wie die Mündung ist, müssen dort die Schwingungen noch einmal so schnell sein. Deshalb gibt die Haube die Oktave des Haupttons.

Es gibt wahre Riesen unter den großen Kirchenglocken. Der gewaltigste ist im Dom zu Köln die berühmte Kaiserglocke, die über 500 Zentner schwer ist, und am Schallrand $3\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser mißt, 30 Zentimeter stark ist die Wandung am Schlagrand. Die „Kaiserglocke“ von Köln dröhnt im Ton ein mächtiges D (nicht Eis).

Die Glockenspiele haben ja in der Musik eine vielseitige Anwendung gefunden. Vielleicht, daß das Glockenspiel eine Erfindung der Chinesen darstellt. Bestimmt haben aber die flämischen Glockengießer, und voran Bartholomäus Kned aus Alost (1467), die Glockenspiele für die Kirche erfunden. Peter Emory von Amsterdam hat im Ausgang des 17. Jahrhunderts die Konstruktionsgesetze des Glockenspiels gefunden. Bei ihm hörte man zum ersten Male den vollen Grundakkord mit der Terz, Quinte, Oktave und oberen Oktave. Sein Geheimnis hat er wohlbehütet und es nur einem seiner Schüler, Abraham de Graaf, mitgeteilt, über den es in die Glockengießerfamilie Edelbroek in Gescher bei Coesfeld kam. Von Emory stammt das Glockenspiel zu Zutphen an der Nijl, mit 26 Glocken, das dort schon 1645 aufgestellt worden ist. Mit einer Reihe anderer holländischer Glockenspiele gehört es zu den schönsten der Welt. Durch das Glockenspiel ist der ursprüngliche Sinn der Glocke zu seiner höchsten Ausgestaltung gelangt.

Wir haben eine hochentwickelte Glockengießerkunst auch heute. Gerade jetzt wieder ist von Franz Schilling in Thüringen ein Glockenspiel von 24 Glocken fertiggestellt worden, das auf dem Dampfer „Monte Rosa“ nach Argentinien verschifft wird. Es ist das stärkste Glockenspiel Argentinien. Die große Glocke mit 2 Meter Durchmesser und 400 Kilogramm Gewicht ist doppelt so groß wie die größte Glocke des Zutphener Spiels.

Auftakt.

Was stark ist, siegt,
Was schwach ist, fällt,
Bezwinge tapfer die Tücken der Welt,
Bewapp'ne dein Herz, das in Träumen sich wiegt,
Auf daß dein Mut nicht im Kampfe erlischt,
Nach neuen Meeren steu're dein Schiff
Und losse es gut um Felsen und Riff,
Bekämpfe den Sturm und der Brandung Wisch,
Dann winket auf's neu verheißend der Tag,
Nichts stürzt zusammen, was stürzen nicht mag.

R. L. C.